

Von Frankenstein nach Wertheim. der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses

Walther Schüßler, Pastor i. R., Wertheim am Main, Frankensteiner Straße 6
Es soll nicht nur von einem Weg die Rede sein, sondern auch von dem Ausgangspunkt und von dem Endpunkt dieses Weges, also: von *Frankenstein* und *Wertheim*. — *Frankenstein in Schlesien!* Da hatte es angefangen. Am 7. Mai 1860. Nicht gleich mit dem Mutterhause. Das „Waisen- und Rettungshaus Tabeenstift“ war das erste, was Pastor Hermann *Graeve* in Angriff nahm. Sechs Jahre später — ebenfalls am 7. Mai — kam dann das Mutterhaus hinzu. Das Bild der ersten sieben Schwestern ist noch erhalten. Sie sehen so würdig und feierlich aus, als ahnten sie, daß sie die „Stammütter“ einer großen Schwesternschaft werden sollten. In ihre Fußtapfen sind gewiß im Laufe der Jahre weit über 1000 getreten, von denen die weitaus meisten treue Diakonissen unseres Mutterhauses geworden sind. — Und ebenso haben wir noch die Bilder von Hermann *Graeve* und der ersten Mutter Oberin, Schwester *Hedwig Gräfin Stosch*. Sie sind mit hinübergerettet und hängen nun in der „Schwesternfreude“ des neuen Mutterhauses und grüßen dort hinüber zu den Bildern von Pastor Lic. *Petran* und Schwester *Hedwig von Brauchitsch* und Schwester *Marlene Petran* (gestorben am 11. 2. 1953). Damit haben wir alle die Männer und Frauen zusammen, die unter dem sichtbar und greifbar gewordenen Segen Gottes unserem Mutterhause das Gepräge gegeben haben.

Frankenstein ist im Laufe der Jahrzehnte ein Mutterhaus bestimmter Prägung geworden. Davon ist hier nicht zu reden. Auch davon nicht — oder nur andeutungsweise — daß *Frankenstein* wohl das reichste unter den schlesischen Mutterhäusern war. Es verdankte seinen über Niederschlesien verstreuten Besitz ganz wesentlich seiner hochherzigen Wohltäterin Fräulein *Marie von Kramsta* auf *Muhrau*, die dem Mutterhause sieben — größtenteils mit hohen Fundationskapitalien ausgestattete — Stiftungen übereignete. Die Kapitalien fielen der Inflation nach dem Ersten Weltkriege, die Besitzungen — im ganzen 31 Häuser — dem Zusammenbruch nach dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Der *Lastenausgleich* wird für unser Mutterhaus belanglos sein, da wir als „juristische Person“ daran voraussichtlich keinen Anteil haben. Aber uns ist ein Wort geschenkt worden, das wir nicht nur im Munde führen, sondern das wir uns zu eigen gemacht haben und das wir gern je länger desto mehr in die Tat umsetzen möchten. Es stammt von dem Kirchvater *Basilius dem Großen*: *Wir wollen die Trauer über das, was wir nicht mehr haben, fahren lassen und für das Vorhandene Dank sagen lernen*. Am liebsten hätte ich das Wort gleich über meinen Bericht gesetzt, damit jeder Leser von vornherein wüßte: hier geht es nicht darum, ein *Klagelied* anzustimmen und den Eindruck hervorzurufen: „Das arme Mutterhaus! Was hat es alles verlassen und drangeben müssen!“

Sondern hier wird zum Danken aufgerufen und hier soll der Eindruck gewonnen werden: „Solches geschieht auch von dem Herrn Zebaoth. Des Herrn Rat ist wunderbar, aber er führt es herrlich hinaus.“ Jes. 28,29. Fast bedaure ich, daß dieses Wort in der Bibel steht und darum gleich so „fromm“ klingt. Aber es ist genau das, was wir erlebt haben: In *Frankenstein*, *unterwegs* und nun in *Wertheim!* In *Frankenstein*, *auch* unter der Russen- und Polenherrschaft. — Es liegt mir daran, bei meinem Bericht die Phantasie völlig auszuschalten und möglichst nur die *Tatsachen* reden zu lassen. Es soll ein *Erlebnisbericht* werden. Vielleicht gelingt es am besten, wenn ich mich dabei weithin eines Tagebuches bediene, das eine unserer Schwestern geführt und glücklich durch alle Gefahren hindurchgerettet hat. Dies Tagebuch stellt keine „Betrachtungen“ an, ergeht sich nicht in Reflexionen, sondern „berichtet“. Oft sehr nüchtern. Aber gerade darin besteht sein Wert. Es beginnt Januar 1945. Also in der Zeit, als wir längst die Katastrophe auf uns zukommen sahen. Ich bringe selbstverständlich nur ganz kurze Auszüge aus dem drei Bände umfassenden Tagebuch. Dabei beschränke ich mich nicht auf die Nachrichten, die nur unser Mutterhaus und unsere Schwesternschaft angehen, sondern versuche, dem Bericht dadurch ein lebhaftes Kolorit zu geben, daß ich auch solche Meldungen mit aufnehme, die uns einen Einblick tun lassen, wie damals von den Großmächten um das Schicksal Schlesiens, Deutschlands, ja der ganzen Welt gewürfelt wurde, ohne daß freilich dieses grauenvolle Würfelspiel zu einem Ergebnis führte, so daß es ja bis zum heutigen Tag mit kaum abgeschwächter Leidenschaft fortgesetzt wird. Bei diesen „Meldungen“, die ich mitregistriere, handelt es sich nun allerdings oft gerade *nicht* um *Tatsachen*, sondern um *Gerüchte*. Aber jeder, der die damalige Zeit in Schlesien oder anderswo in Deutschland miterlebt hat, weiß, was für eine Rolle „die Schaukel der Gerüchte“ — der bösen und der guten — für uns alle gespielt hat. Auch wenn wir uns noch so oft gelobten, daß wir uns *nie wieder* in diese Schaukel setzen würden, ganz unversehens saß man doch wieder darin und es ging auf und ab und ab und auf. Und manch einer ist dabei seekrank geworden oder war doch nahe daran es zu werden. — Nun also das *Tagebuch*:

22. 1. 45. *Frankenstein. Die Soldaten der Reservelazarette, die gehen können, sind entlassen worden und müssen sich selbst in Sicherheit bringen. Die Liegenden warten seit Tagen auf den Abtransport durch Lazarettzüge.*

28. 1. 45. *Brieg soll brennen. Bei Gleiwitz tobt die Schlacht weiter. Um Breslau wird der Gürtel immer enger.*

3. 2. 45. *Im Luisenheim und Tabeenstift liegt Volkssturm, zus. 600 Mann. Im Luisenheim 15jährige Jungens, im Tabeenstift alte Männer.*

25. 2. 45. *Es ist uns ganz klar geworden, daß wir, die wir in Frankenstein keine Pflichten an Menschen mehr haben, bald weggehen müssen. Dieser Beschluß wird dann auch ausgeführt. Alle nicht pflichtgebundenen Schwestern, besonders die alten, siedeln nach Oberschreiberhau über, wo wir ja mehrere Häuser besaßen: „Herr hilf“, „Freundlichkeit“, „Stiller Winkel“, „Wald-Eck“, „Tannenhäuschen“.*

25. 3. 45. Oberschreiberhau. Die Russen aus Striegau hinausgeworfen! Unter den noch nicht identifizierten Toten befindet sich eine unserer Schwestern (Marie Heisig?). Von den anderen Striegauer Schwestern fehlt jede Spur.

2. 5. 45. Durch den Rundfunk hörten wir: „Hitler gefallen. Großadmiral Dönitz sein Nachfolger. Der Kampf geht weiter.“ — Uns tröstet die Losung des heutigen Tages: „Alle eure Sorge werfet auf ihn“.

5. 5. 45. In Schlesien große Aufregung wegen der nächsten Zukunft. Meist hört man Äußerungen des Schreckens darüber, daß Feldmarschall Schörner nicht aufhört mit dem Kampf, obwohl die Lage von allen Einsichtsvollen als völlig aussichtslos angesehen wird. Zwischendurch hört man das Gerücht: Stalin gestorben, Molotow verunglückt usw.

6. 5. 45. Breslau gefallen nach 3monatiger tapferer Verteidigung.

7. 5. 45. Nachmittags 14.30 Uhr Zusammenkunft aller Schwestern mit Herrn Pastor und Schwester Marlene. In diese Verhandlungen hinein erreicht uns die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation. Wir sind erschüttert, aber still, wissen uns in Gottes Hand. Erwartet haben wir das alles schon seit einiger Zeit. Daß die Kämpfe eingestellt sind, ist für uns Frauenherzen eine Entlastung.

22. 5. 45. Beim Abendbrot wird eine Verordnung verlesen, wonach die Lebensmittelzuteilung für 4 Wochen noch 2 Wochen länger reichen muß. Die Ernährungsfrage ist sehr ernst. — Ich fahre fort in meinem Bericht:

In Oberschreiberhau und Frankenstein entwickelte sich die Lage so, daß es erlaubt, ja geboten erschien, zunächst einen Teil der arbeitsfähigen Schwestern ins Mutterhaus zurückzuschicken. Erst mal einen Vortrupp, mit dem ich am 22. 5. 45 aufbrach. — Unterwegs in Petersdorf kamen Russen — „Russen“, das waren immer Soldaten — an den haltenden Zug. Kommando: „Alle deutschen Männer raus. Mit Gepäck!“ Vorsichtshalber ließ ich meine Aktenmappe bei meinen Schwestern im Zuge zurück. Aber den wohlgefüllten Rucksack lud ich mir auf. — 24 deutsche Männer — von 16—66 Jahren — standen auf dem Bahnsteig, sahen den Zug abfahren und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Zunächst interessierte „man“ sich sehr viel mehr für unser Gepäck als für uns selber. Im ganzen wurde es viermal beaugenscheinigt und es war erstaunlich, daß auch der letzte „Kontrollleur“ noch etwas fand, was ihm des Mitnehmens wert erschien. — Es ging bei glühender Sonnenhitze zu Fuß zurück nach Oberschreiberhau. Von da im Zug nach Warmbrunn, dann mit der Elektrischen nach Hirschberg, wo wir 6 Tage in der „Hermann-Stehr-Schule“ festgehalten wurden. Ich möchte diese Haft um keinen Preis missen. Einmal wegen der echten Kameradschaft, die sich unter uns „Häftlingen“ fast von der ersten Stunde unseres gemeinsamen Schicksalsweges an gebildet hatte. Und bald war es diesem und jenem gegenüber mehr als Kameradschaft. Sie kamen — Evangelische und Katholiken — mit ihren Anliegen zu mir und vielleicht ging der eine oder andere ein wenig getröstet wieder zu seinem

Strohlager zurück. Wir empfanden es als eine Bevorzugung, daß man uns in *einem* Klassenzimmer untergebracht hatte. Vom 3. Abend an sagte ich den Kameraden noch ein ernstes Wort und einige Liederverse, bevor um 9 Uhr das Licht verlosch. Sonnabend — am 5. Tage — gab es so etwas wie einen Wochenschluß, freilich ohne Gesang. Und das *zweite*, was mir die Erinnerung an diese Tage licht und freundlich macht, war das Verhalten unserer Hirschberger Schwestern. Wir hatten dort drei Stationen: Bethesda, Abendfrieden, Gemeindepflege. Auf abenteuerliche Weise war es gelungen, sie von meinem Aufenthaltsort zu benachrichtigen. Ein Stunde später erschienen zwei Schwestern und wünschten, wie mir der Dolmetscher berichtete, den „Kommandanten“ zu sprechen. Zwar gelang es ihnen trotz ihres ebenso tapferen wie energischen Auftretens nicht, meine Freisprechung zu erwirken. Aber sie erreichten es doch, daß sie uns dreimal am Tage Essen bringen durften. Unsere Tagesration bestand aus einem Pfund Brot und einem Löffel Zucker. Da begrüßten es alle aufs dankbarste, daß wir früh, mittag und abend eine solche Zubuße bekamen. Wie das unsere lieben Schwestern zu Wege gebracht haben in dieser Zeit der knappsten Rationierung, ist uns nicht verraten worden. Aber wir wußten, daß sie und ihre Heiminsassen sich's vom Munde abgespart hatten. Und das *Dritte*, was ich von dieser Episode noch erzählen muß. Ein Russe — Unteroffizier? Gefreiter? — hatte die Verantwortung für uns. Wenn ich ihm doch nochmal begegnete, diesem hochgewachsenen, blonden Mann mit dem feingeschnittenen Gesicht und den treuherzigen Augen! Wie war er auf unser Wohl bedacht, obwohl wir doch *Feinde* waren. Zweimal ließ er halt machen auf dem Marsch, Einmal durften wir lagern. — In *Schreiberhau* auf dem Bahnhof holte er höchst eigenhändig Bänke heran, damit wir uns setzen könnten. — Als wir in *Warmbrunn* lange auf die Elektrische warten mußten, standen wir zu Dritt mit ihm zusammen. Er merkte, daß wir müde waren. „Setzen!“ sagte er und wies auf die Bordschwelle hin. „Zu dreckig!“ sagte einer von uns, obwohl es nur Staub war. Der Mann mit den guten Augen hatte verstanden, nahm sein Taschentuch und wischte den Staub von dem Bordstein! — Dann ging er hin und sorgte dafür, daß wir etwas zu essen bekämen. Zu acht saßen wir mit ihm am Tisch. Eine Suppenterrine mit Graupen und zwei Eßlöffeln! Die wanderten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Es war, als hielten wir ein Friedensmahl. — Die sechs Tage gingen zu Ende, ohne daß einem von uns ein Leid geschehen war. Außer mir war kaum einer richtig verhört oder auch nur nach seinem Namen gefragt worden. Eines Tages standen wir auf der Straße und waren frei! — „Gebrannt Kind scheut's Feuer.“ Mit einem Kameraden wanderte ich weite Strecken *zu Fuß*. Nur wo uns versichert wurde, daß nichts zu befürchten wäre, benutzten wir den Zug. In Reichenbach/Eule trennten wir uns. Zwei Stunden später war ich in *Frankenstein*, wo ich von unseren Schwestern mit großer Freude empfangen wurde. — Ich gebe wieder dem Tagebuch das Wort.

25. 6. 45. *Schlimm ist es, daß wir keine Menschen ohne Erlaubnis der Polen*

aufnehmen dürfen. Wir haben doch die gut erhaltenen Häuser und die Flüchtlingsnot ist so groß!

11. 7. 45. *Es sind neue Bestimmungen für Deutschland bekannt geworden: 15 Jahre Besatzung, 10 Jahre Verbot des Hochschulstudiums, 5 Jahre Verbot des Alkoholgenußes, 2 Jahre Heiratsverbot.*

31. 7. 45. *Vier Wochen bekommen wir keine Butter mehr. Viele häßliche Darmerkrankungen, alle als Folge der schlechten Ernährung.*

21. 8. 45. *Der Druck der Polen wird täglich unerträglicher.*

6. 9. 45. *Wir hörten, daß über den Schweizer, den Berliner und sogar den Warschauer Sender gesagt worden sein soll: Schlesien bleibt deutsch, Oberschlesien mit russischer Besatzung, Niederschlesien unter alliierter Kontrolle.*

14. 9. 45. *Heute kam ein polnischer Geistlicher — Kaplan — und stellte sich als der „Administrator“ für unsere Anstalt vor.*

21. 9. 45. *Stalin soll in der vorigen Nacht im Rundfunk gesprochen und gesagt haben, daß die Polen Schlesien verlassen müssen.*

28. 9. 45. *Die Gas- und Lichtrechnungen sind einfach unbezahlbar. Morgen ist die Eröffnung des polnischen Gymnasiums in unserem Tabeenstift.*

2. 10. 45. *Wir gehen durch unendlich viel Not und Sorge.*

8. 10. 45. *In Bethanien, unserm Krankenhaus, sind alle Vorräte ausgeraubt. Die polnischen Nonnen, die sich als rechte Christinnen zu uns gestellt haben, sollen leider wieder fortgehen.*

15. 10. 45. *Das Gerücht, daß der Krieg zwischen Rußland und Amerika ausgebrochen sein soll, taucht immer wieder auf. Jedenfalls ist bei den Russen strenge Urlaubssperre.*

18. 10. 45. *Es ist dem polnischen Administrator unseres Mutterhauses gelungen, den Eingriff in unsere Vorräte abzubiegen. Er behält weiter den Schlüssel und hat natürlich das Recht, bedürftigen Polen von den Stoffen abzugeben, wovon er reichlich Gebrauch macht. Wir dürfen jedoch auch — von ihm herausgegeben — unseren nötigsten Bedarf decken und haben also nicht alles verloren. So sieht es zunächst wenigstens aus. Wir wollen froh darüber sein.*

19. 10. 45. *Gestern bekamen wir zum Abendbrot je 1 Butterschnitte, ein ganz seltener Genuß. Zu kaufen gibt es Butter für Deutsche nicht mehr. Wir bekamen sie als Liebesgabe von einer Station.*

21. 10. 45. *Bei unserem Kaplan war gestern wieder große Gesellschaft mit viel gutem Essen, Likör, Tanz und Kartenspiel. Eigenartig wirkt so ein Leben in unserem Mutterhaus.*

22. 11. 45. *Schwester L. K. ist aus Striegau bis 300 km hinter dem Ural verschleppt worden.*

7. 12. 45. *Truman hat in einer Rede gesagt, er würde nach wie vor gegen jede Veränderung der Grenze im Osten stimmen.*

14. 12. 45. *Wir „schachern“! D. h. ein Pole kommt, wir bieten ihm Deckchen,*

Stoffe, Geschirr usw. an und dann wird behandelt. Es ist zum Heulen und doch, ehe uns alles gestohlen wird, erhandeln wir schon lieber etwas Geld zum Lebensmitteleinkauf.

3. 10. 45. *Kartoffeln dürfen nicht gestoppelt werden. Es darf nichts aus den Dörfern geholt werden. — Das Wetter ist sehr naß und kalt, aber keine Kohle zum Heizen.*

7. 1. 46. *Wir besprechen unsere sehr ernste Finanzlage: Keine Einnahmen, sehr hohe Preise für das Nötigste, infolgedessen Anwachsen der Schulden.*

9. 1. 46. *Welche Freude: Der Kindergarten beginnt heute wieder und zwar im „Schwesterndank“. Gleich am ersten Vormittag sind 33 deutsche Kinder da.*

16. 1. 46. *Gegen Abend kommen zu Fuß von Kamenz (9 km): Präses Hornig und Konsistorialrat Büchsel, von Reichenbach (17 km) Sup. Bunzel. Wichtige Besprechungen.*

17. 1. 46. *Dr. Gerpott, Bethanien, stellt bei 4 von unseren Kranken Typhus fest.*

21. 1. 46. *Während der Beerdigung ging die Luftschutzsirene unheimlich. Am Abend hörten wir, daß das Kamenzer Schloß abgebrannt ist. — Mein Bericht:*

Eines Tages kommt die leitende Schwester unseres Erziehungsheimes „Tabeenstift“ zu mir und meldet, daß russische Offiziere das Luisenheim, wo z. Zt. die Kinder des „Tabeenstiftes“ und die Säuglinge von „Zoar“ untergebracht sind, besichtigt und erklärt hätten, sie benötigten das Haus zur Einrichtung eines Offizierskasinos. Es müsse binnen einer Woche geräumt werden. Die großen und die kleinen Kinder bekämen eine anderweitige Unterkunft. Alle Bitten und Vorstellungen der Schwestern waren umsonst. Schwester Marlene, unserer Oberin, und mir war es sofort klar, daß wir die höchste Instanz — den russischen General — anrufen mußten. Der Antrag an „Seine Exzellenz“ wurde von unserem Dolmetscher ins Russische übersetzt. Er schloß mit der Bitte, dem Vorsteher und der Oberin des Mutterhauses eine Unterredung zu gewähren. Fast umgehende Antwort: Sonntagnachmittag 2 Uhr in der Wohnung des Herrn General. — Der kleine, unteretzte Herr, in seiner Würde an den Generalstreifen erkenntlich, empfing uns freundlich, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung. Er ließ sich noch einmal das Wesentliche vortragen. Sein Dolmetscher, den wir schon vorher unterrichtet hatten, nahm sich unserer Sache offenbar sehr warmherzig an, bediente sich auch der Gesten, mit denen ich angedeutet hatte, *wie klein* die Säuglinge und *wie groß* die ältesten Stiftskinder wären. Der General hörte aufmerksam zu. Dann ließ er uns sagen — wieder dieselben Gesten verwendend —: die Kinder können im Luisenheim bleiben, bis die kleinsten so groß sind wie jetzt die ältesten! Wir bedankten uns aufs herzlichste. — Ob wir noch einen Wunsch hätten, ließ er fragen. Ich hatte mich auf alle Fälle mit einem weiteren Antrag bewaffnet, den ich jetzt aus der Tasche zog. — Wir froren elend in unseren Häusern, und die Russen hatten ungeheure Holzvorräte aufgestapelt. In dem Antrag baten wir, uns

etwas von diesem Reichtum abzugeben. Er überflog das Schriftstück. — „Wieviel?“ „Wenn möglich, 30 Raummeter!“ — Schon stand — mit Rotstift geschrieben — die 30 da und dahinter ein russisches Wort, das gewiß die Bezeichnung für Raummeter war. Zahlen und Buchstaben liefen über die halbe Seite unseres Schreibens! — Wenn wir trotz der Zusicherung des Generals — infolge der Ausweisung durch die Polen — einige Monate später das Luisenheim räumen mußten und statt der 30 Raummeter, infolge der Schikanen und der Widerspenstigkeit der nachgeordneten Stellen, nur 3 Raummeter — und auch diese nur mit List und Tücke — erhalten haben, zur Ehre des russischen Generals muß ich sagen, daß er nicht Schuld war, wenn seine Zusagen sich nicht erfüllten. — Nun wieder das Tagebuch:

25. 1. 46. *USA-Präsident Truman soll jegliche Gebietsgewinne durch den Krieg als neuen Zankapfel abgelehnt haben, um endlich eine Befriedung Europas sicherzustellen.*

8. 2. 46. *Schwester Selma geht heim. Das ist nun die 3. Tote innerhalb von 10 Tagen. Die alten Menschen haben alle keine Kraft mehr in sich durch die andauernde mangelhafte Ernährung. Dabei haben wir wenigstens noch Kartoffeln, die in anderen Gegenden auch schon fehlen.*

20. 2. 46. *Die Wahlreden Molotows und Stalins, die wir in den Zeitungen zu lesen bekamen, klirren von Waffengerassel. Es geht um Griechenland und um die Atombombe.*

4. 3. 46. *Abends ergibt es sich, daß Schwester Marlene bei dem Kaplan und seinem Anhang Klavier spielt und wir dazu singen. Der Pfarrer wünscht sich „Stille Nacht“! Es ist eine Stunde der Menschlichkeit, bei der die gute Seite des Administrators, wie in der letzten Zeit manchmal, durchschimmert.*

13. 3. 46. *Die Schaukel der Gerüchte ist wieder einmal ganz oben: Rußland hat das ihm von Amerika und England gestellte Ultimatum angenommen; die Kriegsgefahr ist im Augenblick beseitigt. Die Russen sollen auf die Bedingungen der Amerikaner eingegangen sein.*

31. 3. 46. *Gestern wurde noch „Sola fide“ — unser Pfarrhaus — beschlagnahmt, aber infolge des von Herrn Pastor vorgewiesenen „Dokuments“, daß es sich um kirchlichen Besitz handelt, der unantastbar ist, noch nicht in Besitz genommen, „bis zur Klärung“.*

4. 4. 46. *Pastors und ihre 11 Mieter müssen binnen einer Stunde das Pfarrhaus räumen. Von den Mietern waren verschiedene schon am Tage vorher ausgezogen.*

5. 4. 46. *Beim Frühstück, 7.30 Uhr, hören wir, daß der polnische Bürgermeister mit einer siebenköpfigen Kommission erschienen wäre und Herrn Pastor vorgefordert hätte, um ihm zu erklären, daß das Mutterhaus binnen einer Stunde zu räumen sei. Nur auf viele Bitten und Vorstellungen, daß wir doch viele Elende unter uns hätten, wird uns schließlich bis 10 Uhr Zeit gegeben. — Beim Auszug singen wir „Ach bleib mit deiner Gnade“. Dann liest Herr*

Pastor Ps. 42,12 und sagt einige Worte dazu. Nach Gebet und Segen singen wir „Unsern Ausgang segne Gott“. Dann setzt sich der lange Zug unter dem Gesange von „Befiehl du deine Wege“ in Bewegung. Jeder durfte nur mitnehmen, was er in beiden Händen und auf dem Rücken tragen konnte. Den alten Schwestern hatte man zugestanden, daß sie ihre Sachen auf Handwagen laden und von Stiftskindern zur Bahn fahren lassen durften. Der Eisenbahnzug ist 50 Viehwagen zu je 30 Personen lang. Wir warten Stunde um Stunde auf die Abfahrt. Herr Pastor hält uns eine Abendandacht über 2. Kor. 4,8 und 9. Wir singen: „In allen meinen Taten“ und noch einige Abendlieder. So ist es kurz nach 9 Uhr, als unser Zug Frankenstein verläßt. Was es für uns, unser Werk, die in Schlesien verbleibenden Schwestern und für jeden einzelnen bedeutet, wird uns noch gar nicht bewußt.

6. 4. 46. Die Nacht war schlimm im engen Wagen. Wenn überhaupt geschlafen wurde, dann nur immer kurz und in den unmöglichsten Stellungen. Die sanitären Verhältnisse sind furchtbar. Nach dem Frühstück hält uns Herr Pastor die Morgenandacht. Die Losung Ps. 103,1 ermahnt uns zum Lobe Gottes. Der Zug bleibt oft stehen. Wir verrammeln am Abend die Türen aus Angst vor den Russen. Es wird eine sehr kalte Nacht, auch sonst sehr gestört.

7. 4. 46. Sonntag Judika. Herr Pastor, der uns gestern Wochenschluß gehalten hat, hält bei uns und im Nachbarwagen eine Sonntagsfeier. Um 10 Uhr etwa fahren wir endlich von Kohlfurt ab, gespannt, in welcher Richtung es weitergehen wird.

8. 4. 46. Cottbus-Magdeburg-Mariental. Das ist ein ganz großartig eingerichteter Lager. — Es folgt der übliche Rummel: Entlausung (Bestäubung mit Flit), Registrierung, Lebensmittelausgabe, Untersuchung nach Devisen, dann Zuweisung eines Schlafraumes. Wir bekommen eine recht gute Suppe, Kaffee und als Marschverpflegung Brot, Butter und Wurst. Ideal ist der Waschraum, sehr gut die Strohlager. Wir genießen die Möglichkeit uns auszustrecken. Mein Bericht:

Gerüchtweise verlautet, daß wir in Hilter-Westfalen „ausgeladen“ werden sollen. „Und dann?“ Das war die Frage, die von Mund zu Mund ging. Wir waren 1500 im Zuge. Keiner konnte Antwort geben. Manche, auch von unseren Schwestern, ließen die Flügel hängen. Es war der Tag, da uns die Not der Ungewißheit schwer zu schaffen machte. Wie kam uns da die Losung zu Hilfe. Sie wurde unser Reisesegen: „Fürchte dich nicht! Friede sei mit dir! Und sei getrost, sei getrost!“ Daniel 10,19. — Nachts 1.45 Uhr: Hilter! Alles aussteigen! Bis 3.30 Uhr verhandelte ich mit dem einsichtsvollen Lagerleiter. Er hatte den Auftrag, alle zu zweien auf die umliegenden Ortschaften zu verteilen. Gerade das wollten wir nicht! Zusammenbleiben hieß unsere Parole. Schließlich gelang es. Aber was nun? Westfalen! Wer sich sonst nicht auskannte in der Geographie dieser Westprovinz, das wußte er, daß Bethel in Westfalen liegt. Ich stellte fest: 36 km von Hilter entfernt. — Bethel! Der Silberstreifen am Horizont! Von 9 Uhr ab — es war der 10. 4. 53 — versuchte ich Bethel-Sarepta telefonisch zu erreichen. „Leitung gestört!“ Wohl ein Dutzend Mal

dieselbe Antwort. Bis abends 9.45 Uhr. Und meine Schwestern warteten in ihrem Quartier — einer uns aus besonderer Vergunst eingeräumten Jugendherberge — mit fieberhafter Spannung auf den Bescheid. Das Fräulein auf dem Fernamt hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, auf irgend eine Weise die Verbindung herzustellen. „So leid es mir tut, aber heute abend schaffen wir es nicht mehr.“ — „Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie sich unseretwegen so viel Mühe gemacht haben. Gute Nacht.“ „Ist gern geschehen, tut mir nur leid . . . einen Augenblick! *Eben meldet sich Bethel!*“ — „Hier Pastor Meyer-Sarepta!“ Ich trug ihm unser Anliegen vor: „35 heimat- und obdachlose Brüder und Schwestern von der Landstraße bitten um Herberge.“ — „Herzlich willkommen!“ *Das war Bethel!* Das Bethel Vater Bodelschwings! — Ich eilte in die Herberge und rief es in die dunklen Zimmer hinein: „Herzlich willkommen!“ und hörte das jubelnde Echo. Die Freudentränen habe ich nicht gesehen. Bei der Morgenandacht am 11. 4. sprach ich noch einmal über den Reisesegen: „Fürchte dich nicht! Friede sei mit dir! Und sei getrost, getrost!“ Wie anders klingt so ein Wort *vor* und *nach* der Erhörung! Um 9 Uhr Gottesdienst in der Kirche von Hilter: „*Mache dich auf und ziehe gen Beth-El und wohne daselbst.*“ 1. Mose 35,1. — Dann das Kunststück, auf einem 5 to LKW 35 Menschen mit ihrem gesamten Hab und Gut zu verstauen. Es wäre nicht gelungen, wenn es nicht Menschen gewesen wären, deren Herz voll Dank und Freude war. — *Bethel!* Wie uns zumute war, läßt sich mit Worten nicht sagen. Ich will auch nur ganz wenig von den Tagebuchaufzeichnungen bringen, die bis zum 20. 5. 46 reichen. Sie sind voll von alledem, was unsere Schwestern in dieser „Stadt der Barmherzigkeit“ erlebten. Es klingt immer wieder durch: „Ach ja, wir haben’s gut.“

12. 4. 46. *Wir haben jetzt grundsätzlich folgende Fragen geklärt: 1. Wollen wir ein Mutterhaus bleiben oder uns auflösen? Wir haben den leidenschaftlichen Wunsch, unser Mutterhaus zu erhalten, notfalls eine Zeit ohne eigenes Haus, obgleich uns klar ist, wie schwer das wäre. Die Suche nach einem Haus muß deshalb im Vordergrund stehen. 2. Die Übergangszeit wollen wir für Bethel arbeiten, schon, um irgendwie für alle die Freundlichkeiten zu danken, die uns erwiesen werden.*

13. 4. 46. *Wir sind im Mutterhaus „Sarepta“ eingeladen. Pastor Meyer findet warme Worte der Begrüßung für uns. Er sagt uns, wir sollten wegsehen von unserer Not, aufsehen auf Jesum. Dann spricht unser Herr Pastor Schüssler. Er sagt den Bethelschwestern, daß wir die Geschichte der Erväter erlebt hätten: Abraham: „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft in ein Land, daß ich dir zeigen will“. Isaak: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.“ Jakob: „Gott sprach zu Jakob: *Mache dich auf und ziehe gen Beth-El und wohne daselbst.*“ Ich fahre fort in meinem Bericht:*

„ . . . und wohne daselbst!“ *Sarepta* hätte uns wohl gern dort behalten und uns den nötigen Wohnraum und die ebenso nötigen Arbeitsplätze verschafft. Aber

es war, wie die Tagebuchschwester es sagt, „der leidenschaftliche Wunsch“ der Schwestern, als „Mutterhaus Frankenstein“ weiter zu existieren und *als solches* den vor 80 Jahren begonnenen Dienst fortzusetzen. Wir prüften uns ernstlich, ob der „leidenschaftliche“ Wunsch „fleischlich“ oder „geistlich“ sei und wagten es, Gott zu bitten, daß er „Frankenstein“ auch in der neuen Heimat Auftrag und Weisung geben möchte. — Wir brauchten nicht lange zu warten. Die *badische Landeskirche* rief uns: „Kommt herüber und helft uns!“ — Nur nicht als lästige Eindringlinge angesehen werden! Nur nicht müßig am Markte stehen! Das waren die beiden großen Sorgen und Wünsche unserer Schwestern. Und siehe da! Nun wurden sie *gerufen* und herzlich *willkommen geheißen!* Und fingen wieder an, sich fröhlich zu plagen, wie sie es in der alten Heimat gewohnt waren. Ein Amtsbruder in der neuen Heimat sagte mir: „Die Fröhlichkeit ist wohl das besondere Charisma eurer Schwestern?“ — Wollte Gott, er hätte recht! Auf dem ehemaligen Fliegerhorst — jetzt Reinhardshof — *Wertheim am Main* wurden wir angesiedelt. Hier also sollten wir eine neue Heimat finden! „*Frankenstein im Frankenland!*“ So grüßte man uns. Es war, als atmeten wir Heimatluft. — Inmitten einer großen *Flüchtlingsgemeinde* waren wir für die evangelischen Glieder gewissermaßen „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“. Sie kamen gern zu uns, die Heimatvertriebenen aus Ungarn, Mähren, Jugoslawien, Sudetenland, auch in unsere Gottesdienste. — Uns war es eine Lust, daß wir an allen Ecken und Enden helfen konnten. *Ohne Unterschied der Konfession*. Im *Kreispflegeheim* mit seinen 80 Insassen wurden unsere Schwestern eingesetzt. Es ist kaum vorstellbar, in welchem Zustand — durch die Zeitverhältnisse und Personalschwierigkeiten bedingt — sich das Haus befand, als es unsere Schwestern übernahmen. Vier Wochen später war es nicht wieder zu erkennen. Unsere Schwestern strahlten, wenn sie es jemandem zeigen konnten. — Die *Großküche*, vom Hilfswerk eingerichtet und versorgt, wurde gleichfalls den „Frankensteinern“ übertragen. Bis 600 Portionen wurden am Tage gegen ein ganz geringes Entgelt ausgegeben. Es war eine mühselige Sache und es gab auch Unzufriedene unter denen, die sich dort ihr Essen holten. Aber aufs ganze gesehen ging es doch auch hier nach der Melodie: „Brich dem Hungrigen dein Brot; du hast es auch empfangen. Denen, die in Angst und Not, stille Angst und Bangen.“ — Einen ganz großen Umfang nahm die *Verteilung von Wäsche, Kleidern, Schuhen* an. Auch hier waren wir die Treuhänder und Handlanger des „Evangelischen Hilfswerks“. Was es damals bedeutete, Menschen von Kopf bis Fuß neu einzukleiden, was nicht ganz selten vorgekommen ist, oder doch Hilfsbedürftige mit dem Nötigsten zu versorgen, was in vielen hundert Fällen geschehen ist, kann man sich heute kaum noch vorstellen. — Es war eine gütige Fügung unseres Gottes, daß unsere Schwestern gleich alle Hände voll zu tun bekamen und ihres Diakonissenamtes froh werden konnten.

Hand in Hand mit solcher Diakonie wurde tatkräftig der „*Wiederaufbau*“ betrieben. Vor mir liegt ein *Bildbericht*. Er trägt die Überschrift:

*Das Alte brach! Was soll die Klage?
Herr, gib mir Kraft — ich fange an.*

Ich zeigte gern die Bilder, die darin zu sehen sind. Da das nicht geht, will ich wenigstens die Unterschriften wiedergeben, damit der Leser sich vielleicht selbst ein Bild davon machen kann, wie es auf dem ehemaligen Fliegerhorst angefangen hat.

Wir haben uns aufgemacht und bauen! Nehm. 2,20. Man sieht die Schwestern auf dem Bauplatz in emsiger Tätigkeit. — *Ich sah und siehe, das Baufeld war eine Wüste.* Jerm. 4,26. Eigentlich sieht man keine „Wüste“, sondern ein „Trümmerfeld“ — ein eingestürztes Haus, rings herum Schutthaufen. — *Werden sie die Steine aus dem Schutthaufen jetzt wieder brauchbar machen?* Nehm. 3,34b (Nach Hermann Menge). — Das Bild zeigt sehr anschaulich, wie die Schwestern Handlangerdienste tun. — *Das Werk geht frisch vonstatten unter ihrer Hand.* Esra 5,8. — Da sind die Maurer am Werk. Sie bauen eine uns überlassene Ruine auf. — *Wir wollen uns fröhlich plagen und unsere Steine tragen aufs Baugerüst.* — Das Dach wird eingedeckt. Auf der Leiter stehen die Schwestern. Auf dem Dach sitzen die Arbeiter und freiwillige Helfer, alle beseelt von dem Wunsche, am Wiederaufbau mitzuhelfen. — *Deine Bauleute haben dich aufs allerschönste zugerichtet.* Hes. 27,4. Wie schön und stattlich erschien uns das erste Haus, das wir in der neuen Heimat bauten! — *Sie sollen die verwüsteten Stätten wieder aufbauen und darin wohnen.* Amos 9,14. Man schaut auf dem Bilde in eines der Wohn- und Schlafzimmer unserer Schwestern hinein und hat seine Freude daran, wie schmuck es bei aller Einfachheit geworden ist. Auch Landwirtschaft und Viehzucht gediehen prächtig unter den nimmermüden Händen unserer Schwestern und ihrer Mitarbeiter. *Wir fingen an*, bodenständig zu werden. *Wir hörten auf* — freilich erst ganz allmählich — uns als *heimatvertriebenes Mutterhaus* zu bezeichnen. Wir gewannen die neue Heimat lieb, ohne die alte zu vergessen. —

Wir fanden bei unserem Wiederaufbau weithin Verständnis und Förderung bei den maßgebenden kirchlichen und staatlichen Stellen. Daß wir auch heftigem, nicht immer leicht zu überwindenen Widerstand begegneten, war, wie die Verhältnisse lagen, weiter nicht verwunderlich. Es ging dabei hauptsächlich um die Nutznießung des ehemaligen Offizierskasinos, ohne das wir als „Mutterhaus“ eigentlich nicht existieren konnten, das aber auch „die andere Seite“, wenigstens teilweise, beanspruchte. Schließlich wurde es uns doch zugesprochen und wir bauten es zum Mutterhause aus, um dann ein knappes halbes Jahr darin zu wohnen!

Auch für die Zeit auf dem *Reinhardshof* steht mir das Tagebuch einer Schwester zur Verfügung. Ich gebe einiges daraus wieder. Vielleicht kann ein solcher Tatsachenbericht am besten einen Eindruck von dem Auf und Ab und dem Hin und Her unseres Erlebens in dieser Übergangszeit vermitteln.

13. 1. 47. Wir erhalten die amtliche Nachricht, daß die Absicht besteht, den gesamten Fliegerhorst mit seinen über 20 Blocks der Inneren Mission und der Caritas zwecks Errichtung von Anstalten der christlichen Liebestätigkeit zu überlassen. Die der I. M. zufallenden neun Blocks sollen im wesentlichen der Diakonissenanstalt Frankenstein zu ihrem Wiederaufbau dienen. — Noch ist es unvorstellbar, daß dieser Plan Wirklichkeit werden könnte. (Anmerkung vom 30. 6. 47: Es ist auch nichts daraus geworden, wiewohl sich viele darum bemüht hatten.)

27. 1. 47. Spät abends kommt das Auto des Evangelischen Hilfswerkes an und bringt uns 20 neue Drahtbettstellen mit schönen Auflegematratzen aus der Schweiz. Das ist nun wirklich unser Eigentum und nicht mehr geliehenes Gut! Herrlich!

28. 1. 47. Wie wunderschön sieht das Probeschwesternzimmer aus mit den neuen weißen Bettstellen und den hellen Bettdecken darauf! So hell und freundlich ist der Raum geworden, ein richtiges Jungmädchenzimmer! Auf den Hockern die kleinen Deckchen aus gleichem Stoff, alle so einheitlich und stilvoll!

24. 4. 47. Die Angestelltenversicherung ist für alle in Betracht kommenden Schwestern wieder geordnet und bis einschließlich Juni 1947 bezahlt. Was für ein Fortschritt!

10. 5. 47. Das Hilfswerksauto bringt 50 neue Stühle für unseren Kirchsaal. Gerade noch rechtzeitig zum Jahresfest. Wieder etwas Eigenes!

11. 5. 47. In einem Festgottesdienst am Nachmittag, zu dem etwa 300 Evangelische — größtenteils aus der Stadt — erschienen waren, feiern wir dankerfüllt das 81. Jahresfest unseres Mutterhauses.

19. 8. 47. Die erste Schreibmaschine käuflich erworben! Bis dahin hatten wir leihweise nur zwei alte, die den Schreiberinnen viel Geduld abforderten.

5. 3. 48. Waschmaschine, Waschkessel und Waschfaß sind glücklich aus Dillenburg gelandet. Nun kann die erste Wäsche in der neuen, eigenen Waschküche gehalten werden! Was war das für eine Plage bei Wind und Wetter, Schnee und Eis alle Wäsche hinunter nach Wertheim — 1/2 Stunde — schaffen zu müssen.

29. 4. 48. Ein strahlender Tag. Erste Einsegnung in Wertheim. Jede Schwester durfte sich lieben Besuch einladen.

24. 6. 48. Der Viehbestand vergrößert sich. Herr Funk bringt uns zwei Kühe, eine hochtragende und eine milchgebende, zwei Hühner und zwei kleine Kätzchen. Schwester Gertrud bringt voller Stolz das erste Ei.

5. 7. 48. Brief vom Hilfswerk: Die Landesversicherung will den Reinhardshof zu einem großen Anstaltsgelände umgestalten und uns hineinbeziehen, uns ein Mutterhaus einrichten und auch sonst in jeder Weise unseren Wünschen entgegenkommen. — Wird es wieder (vgl. 13. 1. 47) eine Fata morgana sein? (Anmerkung: Auch aus diesem kühnen, für uns so verlockenden Plan ist nichts geworden).

31. 12. 48. Wir blicken voll Dank zurück auf das vergangene Jahr. „Es fehlte nichts an allem Guten. Es kam alles.“ Jos. 21,45.

10. 2. 49. Endlich öffnet sich uns auch der heißumkämpfte, für uns völlig unentbehrliche Kaminsaal.

22. 2. 49. Was haben Maurer, Maler, Schwestern aus diesem verwahrlosten Raum gemacht! Nur die Einrichtung fehlt noch! Da kommt wie ein Bote vom Himmel Pfarrer Schmidt aus Karlsruhe mit dem Hilfswerkauto und bringt: 1 Anrichte, 1 Geschirrschrank, 1 Ruhebett, 4 Polsterstühle, 1 Ausziehtisch. War das eine Freude!

25. 7. 49. Die Getreideernte beginnt, die Mähmaschine wird eingeweiht! Morgens 7.30 Uhr fast alle Hausschwestern, einige Besuchsschwestern und Herr Pastor am Roggenfeld bei den Schießständen. Gesang, Gebet, Schriftlesung. Ein feierlicher Augenblick: Schwester Inge und Herr Bieler schneiden die Anwand, dann springt der Motor an. Die Mähmaschine kommt in Gang. Wie stolz und froh sind wir!

17. 9. 49. Frau Pastor Buschbeck trifft mit ihrer Mutter, Lenchen und Friedhelm ein. Fröhlicher Empfang!

30. 12. 49. Telegramm aus Frankfurt a. O. von Pastor Buschbeck: „Heimwärts über Ulm. Gottlob! Fritz.“

1. 1. 50. Der große Augenblick ist da. Mittags 11.56 Uhr trifft Pastor Buschbeck ein, von Lenchen und Reinhard am Bahnhof empfangen. Um 1.45 Uhr kommt er mit seiner Familie ins Mutterhaus. Im Kirchsaal begrüßen wir ihn mit dem Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte“. Pastor Schüßler verliest die Losungen von 1945—1950. Fürdank und Fürbitte. — Im „Schwesterndank“ wird er von allen Schwestern begrüßt.

22. 6. 50. Wie reich und hilfreich ist unser Gott. Wir haben mit dem Ausbau des Mutterhauses — ehemaliges Offizierskasino — begonnen. Wir hoffen, 30 Zimmer durch den Speicherausbau zu gewinnen.

23. 11. 50. In einer schlichten Feier, zu der auch „die hohen Behörden“ eingeladen sind, weihen wir den Ausbau ein. Pastor Schüßler gibt einen Baubericht, der zugleich ein Entwicklungsbericht über das Mutterhaus bis zu diesem wichtigen Tage ist. Er legt seinem Bericht 5. Mose 8,12 und 14 zu Grunde: „Wenn du schöne Häuser erbaust und darin wohnst, so hüte dich, daß dein Herz sich nicht überhebe und du nicht vergessest des Herrn, deines Gottes.“ Er dankt besonders unserem lieben Mitarbeiter Herrn Rübesam, der die Seele des ganzen Unternehmens gewesen sei. — Und nun wieder mein Bericht:

Es war wie ein Reif in der Frühlingsnacht, als der Landrat uns nach Schluß der Feier beiseite nahm und uns eröffnete: „Der Reinhardshof wird höchstwahrscheinlich von der Besatzungsmacht für militärische Zwecke beschlagnahmt.“ Wir wollten es nicht glauben. Wir setzten alle Hebel in Bewegung. Wir wandten uns an die höchsten staatlichen, militärischen, politischen und kirchlichen Stellen. Wir fanden überall Verständnis und guten Willen. Im

übrigen aber nur ein sehr beredtes Achselzucken! — Und das Ende vom Lied war dann doch der *Räumungsbefehl* und in seiner Auswirkung die *zweite Ausweisung* unseres Mutterhauses. — Erst wußten wir ganz und gar nicht, worauf Gott mit uns hinauswollte und weshalb wir nun nach 5½ Jahren, wo alles im besten Zuge zu sein schien und frisch und fröhlich vorwärts ging, noch einmal wieder ganz von vorn anfangen sollten; hatten uns wohl gar eingebildet, daß wir unseren „Beitrag an Flüchtlingselend“ bereits geleistet hätten. — Deshalb beteten wir in jenen Tagen besonders dringlich um *erleuchtete Augen*, um auch in dieser Zwangslage den gnädigen und guten Willen unseres Vaters im Himmel zu erkennen. Es hat eine ganze Weile gedauert, bis wir darüber zur Klarheit kamen, wie es nun weitergehen sollte. — *16 Projekte* wurden uns im Laufe der Wartemonate unterbreitet. Wir haben treulich und klüglich *alles* geprüft, *vieles* besichtigt, *manches* in die engere Wahl gezogen, bis wir zu der Erkenntnis kamen: *Eichel* — zu Wertheim gehörig — ist das Land, das Gott uns zeigen, wohin er uns führen, wo er uns die neue Heimat zubereiten wollte! — Es gab langwierige, oft schwierige Verhandlungen, besonders auch wegen der Geldbeschaffung. Wir mußten doch alles — über ¾ Millionen DM — auf Borg nehmen. Aber schließlich war es auch diesmal — wie auf dem Reinhardshof — wieder so, daß kein Handwerksmeister oder Unternehmer auf Bezahlung zu warten brauchte. Das hat man uns hoch anzurechnet und hat es uns auch im Weinland Baden in keiner Weise verdacht, daß wir, wie in der alten Heimat, unsere Richt- und Einweihungsfeste grundsätzlich alkoholfrei gestalteten. Im Gegenteil! Zuerst hat man wohl den Kopf geschüttelt. Dann aber gestaunt, wie gemütlich und fröhlich man auch ohne Alkohol und inmitten lauter Schwesternhauben feiern könnte. Und man freut sich schon auf die nächste Feier!

Am 8. 11. 51 taten wir den *ersten Spatenstich* und ein Jahr später — 9. 11. 52 — konnten Mutterhaus, Feierabendhaus und Pfarrhaus nach einem *Festgottesdienst*, den uns Landesbischof *D. Bender* in der Wertheimer Stadtkirche gehalten hatte, ihrer Bestimmung übergeben werden. — Nun *waren* uns die Augen aufgegangen. Wir hatten es erkannt, wie töricht es war, daß wir uns erst so ganz darauf versteiften, daß wir auf dem Reinhardshof bleiben müßten, und daß wir *dort* Wurzel schlagen sollten. Als wir noch völlig von diesem Gedanken, der schon fast zur fixen Idee zu werden drohte, gefangengenommen waren, hatte Gott uns längst einen Platz bestimmt, wo wir unsere Füße hinstellen und wieder eine Heimat finden sollten. Bei der *Grundsteinlegung* — 17. 3. 52 — tat einer seine drei Hammerschläge mit den Worten: „Gleichwie ich über sie gewacht habe, auszureißen und abzurechnen, also will ich über sie wachen, aufzubauen und zu pflanzen, spricht der Herr.“ Jer. 31,28. Und *wir* durften beim Bauen und Pflanzen seine Handlanger sein! Dieses Baujahr, diese 366 Tage, waren eine unaussprechlich reiche, nicht mit Gold aufzuwiegende froh- und freimachende Zeit. „Was immer deine Hand zerbricht, das wirst du schöner bauen.“ So stand es vor unseren Augen. — Kaum jemand ist wohl so mit aufgeschlossenen Sinnen und innerstem Herzen am Wiederaufbau

unseres Mutterhauses beteiligt gewesen und konnte sich wohl über jeden großen und kleinen Fortschritt so kindlich und dankbar freuen wie unsere *Schwester Marlene*. „*Es kam alles!*“ pflegte sie dann zu sagen oder sie sprach — mit Zinzendorf — von den „zarten Attentionen“, die Gott uns immer wieder in seiner Güte bewies. — Wie freute sie sich auch mit uns, daß nun, nachdem der äußere Wiederaufbau zu einem gewissen Abschluß gekommen war, der innere mit allen Kräften in Angriff genommen werden konnte. Aus all dem Wirken und Sorgen, Danken und Freuen nahm sie Gott heraus und versetzte sie, wie wir im Vertrauen auf seine Gnade hoffen, in das Reich seines Sohnes. Ich möchte auch in diesem Zusammenhang das Wort des Kirchenvaters Hieronymus († 420) anführen, mit dem uns eine Freundin unseres Hauses tröstete: „Wir danken Gott, daß du unser warst; ja noch mehr, daß du unser bist; denn wer immer heimgeht zum Herrn, der bleibt in der Familie Gottes und ist uns nur vorausgegangen.“

Ihre vom Verwaltungsrat und Erweiterten Schwesternrat einstimmig gewählte Amtsnachfolgerin, Schwester *Elfriede Petran*, die Base von Schwester Marlene, ist am 2. 12. 1953 in der Stadtkirche von Wertheim feierlich von Landesbischof *D. Bender* in ihr Amt eingewiesen worden. Wir wissen, daß nicht nur unsere Schwestern, sondern auch viele unserer Freunde mit herzlichen Segenswünschen der neuen Oberin unseres Mutterhauses gedenken und es auch begrüßen, daß nun schon zum dritten Mal eine führende Persönlichkeit des Frankensteiner Mutterhauses den Namen *Petran* trägt. —

„*Von Frankenstein nach Wertheim, der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses.*“ Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, zuweilen steiler und dornenvoller, als es der Bericht erkennen läßt. Aber ich möchte gern, daß es deutlich wird, wie wir es in unserer Exulantenschaft erlebt haben, manchmal alle Tage:

Immer, wenn du meinst, es geht nicht mehr,
kommt von irgendwo ein Lichtlein her,
daß du noch einmal es wieder zwingst,
und von Sonnenschein und Freude singst,
leichter trägst des Alltags harte Last,
wieder Kraft und Mut und Glauben hast.

Aber der Bericht bedarf eigentlich mindestens *einer* Ergänzung. Unsere *Schwestern* müßten erzählen, was *sie* erlebt haben auf ihren oft entsagungsvollen und entbehrungsreichen Irrfahrten, bis auch sie ans Ziel gekommen waren. Da bekämen wir freilich so manches zu hören, was uns erschüttern würde. Aber im wesentlichen wäre es doch eben das, was Hunderttausende, ja Millionen in ähnlicher Weise erlebt haben. Deshalb kann ich es wohl beiseite lassen. — Zwei unserer Schwestern sind noch in der alten Heimat und wissen nicht, wann es ihnen einmal vergönnt sein wird, unser Mutterhaus zu sehen, das rufende Glöcklein unseres Glockenturmes zu hören, an unserem Altar zu

knen und mit uns das heilige Mahl zu feiern. — Ich hielte es für unverantwortlich, wenn ich in meinem „*Erlebnisbericht*“ nicht auch etwas sagte über die besondere Sorge, die wir tagtäglich in unserem Mutterhause „erleben“. Es ist die Sorge um den Nachwuchs. — Am 1. Advent hatten wir die erste „Haubenfeier“ dieses Jahr (1953). Zwei junge Mädchen wurden als Probeschwestern aufgenommen. So groß die Freude über diesen Zuwachs ist und so herzlich wir Gott dafür danken, daß er die beiden willig gemacht hat, in seinen Dienst zu treten, so können wir doch nicht verschweigen, daß zwei Schwestern im Jahr kaum ein Achtel, vielleicht nur ein Zehntel von der Zahl sind, die ein Mutterhaus von der Größe des unsrigen nötig hätte, um einigermaßen die entstandenen Lücken auszufüllen und den gestellten Anforderungen zu genügen. Daß fast alle anderen Mutterhäuser in derselben Notlage sind, ist kein Trost, verstärkt vielmehr die Sorge. Es sei mir erlaubt, einige Sätze aus einem Anschreiben wiederzugeben, das unser Bischof D. Zänker „an die schlesischen Pfarrer und Pfarrfrauen im Bundesgebiet“ gerichtet hat. Ich tue es, obwohl ich weiß, daß viele Leser des „Jahrbuches“ das Anschreiben selbst erhalten haben. Aber es kann auf diesen wunden Punkt nicht oft genug hingewiesen werden. Denn es geht hier nicht nur um die Lebensfrage der Diakonie, sondern um eine Not der Kirche, die zu einer Katastrophe zu werden droht. D. Zänker ist zu unserer großen Freude noch immer Vorsitzender des Vorstandes von Lehmgruben und gehört zum Verwaltungsrat von Frankenstein. In beiden Körperschaften arbeitet er tatkräftig mit. — In dem Anschreiben heißt es: Das *Hinterland*, auf das die schlesischen Mutterhäuser — *Lehmgruben* (Marktheidenfeld, Schloß Triefenstein, Post Trennfeld/Main) und *Frankenstein* (Wertheim a. Main, Frankensteiner Straße 4) zuerst und zumeist angewiesen sind, sind die ehemals schlesischen Pastoren und die ehemals schlesischen Gemeinden oder Gemeindeteile in der Bundesrepublik. — Wenn uns dieses Hinterland nicht noch auf Jahre hinaus mit Nachwuchs versorgt, wird — menschlich gesehen — der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, daß die beiden Mutterhäuser erst eine Station nach der anderen kündigen müssen, um schließlich ihre Tätigkeit überhaupt einzustellen. Es ist also etwas wie ein SOS-Ruf, wenn wir uns mit größter Dringlichkeit an die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ und durch sie an die schlesischen Amtsbrüder und Gemeinden wenden und sie um Hilfe bei unserem Kampf ums Dasein bitten. — Wir sind uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es sich bei dieser Hilfsstellung zunächst darum handeln muß, daß Fürbitter, die es wirklich ernst nehmen, gewonnen werden. Es ist uns ja immer wieder so, als spräche es Jesus gerade in unsere Not hinein: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ — Aber es ist uns doch auch erlaubt, ja geboten, es dem Hausvater gleichzutun, der ausging, Arbeiter zu mieten in seinen Weinberg. Das tat er „am Morgen“, um die 3., um die 6., um die 9. und um die 11. Stunde und immer mit demselben Ruf: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg.“ — Vielleicht ist es die 11., vielleicht gar auch schon die 12. Stunde. Jedenfalls darf keine Zeit mehr versäumt werden. Sonst ist es zu spät. „Die Sache des Königs hat Eile!“ —

Bei der Rückschau auf den zurückgelegten Weg sehe ich im Geist so manchen, der uns am Kreuzweg freundlich zurechtgewiesen hat, sehe ich andere, die uns oder unsere Schwestern ein gut Stück Wegs begleitet und wieder andere, die uns kräftig unter die Arme gegriffen haben, wenn wir meinten, es ginge nicht mehr weiter. Lauter Weggenossen, die uns halfen, daß uns allmählich die Fremde immer mehr zur Heimat wurde. Es war genau so, wie unser schlesischer Landsmann *Johann Heermann* († 1647) in seinem „Trostgesang von frommen Exulanten“ es vorausgesagt hatte:

„Wird dir dein zeitlich Gut geraubt
und mitzunehmen nichts erlaubt,
befiehl Gott deine Sache. —
Sprich dein betrübtes Herz zur Ruh,
Gott wird dir Leute schicken zu,
die werden dir beispringen
mit treuem Rat und in der Tat,
daß du ihm wirst lobsingen.“

Ich will keine Namen von Menschen nennen, die uns beigespungen sind „mit treuem Rat und in der Tat“. Es wären ihrer zu viele. Die meisten haben es so gütig und zartfühlend getan, daß es uns nicht schwer geworden ist, uns ihre Hilfe gefallen zu lassen. — Aber das muß ich doch aussprechen, wie wohl-tuend es uns berührte, daß wir uns in der neuen Heimat ganz eingebettet fühlten in der Fürsorge der Kirche, der Inneren Mission, des Hilfswerks und vor allem der Mutterhausdiakonie. Ich kann auch hier Einzelheiten nicht auf-führen — einiges davon steht in den „Tagebuchaufzeichnungen“ — aber das muß ich sagen, daß wir ohne diese Bruder- und Schwesternhilfe einfach nicht aus noch ein gewußt hätten. Um nur eins zu erwähnen: Was hätten wir mit unseren Feierabend- und invaliden Schwestern anfangen sollen, wenn die Mutterhäuser sie uns nicht abgenommen und wie ihre eigenen Töchter ver-sorgt und betreut hätten? Es waren zeitweilig annähernd 60 Schwestern, die bei befreundeten Mutterhäusern „in Pension“ waren.

An unserer Diakonissenkirche in Frankenstein war zu lesen in Stein gemeißelt: *Gott allein die Ehre*. Das ist eins von den Worten, die uns begleitet haben auf dem Wege von *Frankenstein* nach *Wertheim* und die uns weiter den Weg weisen sollen, damit wir uns nicht verlaufen, sondern das vorgesteckte Ziel erreichen, wir und alle, die mit uns auf dem Wege sind.

Walther Schüßler